Zweite Beilage zum Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

№ 291. Mittwoch den 17. October 1888. 82. Jahrgang.

Geschenke.

Plauderei von Curt v. Zelau.

Nachdruck verboten.

Den Mann möchte ich kennen, der nicht wenigstens einmal in seinem Leben — und wäre er noch so arm — ein Geschenk gemacht hat. Das heißt, eigentlich möchte ich ihn doch nicht kennen, denn von Dem, der nie Jemand etwas geschenkt hat, könnte man ein bekanntes Studentenlied abändernd singen: Der ist kein guter Mann. Zum Glück gehören solche freudeleere Menschen, die keinem Andern eine Freude machen und sich dadurch selbst einer wahren Freude berauben, zu den Ausnahmen. Ich darf daher wohl annehmen, daß alle meine geneigten Leser mehr oder minder in die Lage gekommen sind, zu schenken und so werden sie darin vielleicht ein Uebriges thun, indem sie als Fachleute auch diesen Betrachtungen etwas Aufmerksamkeit — schenken. Vor Allem möchte ich der vorliegenden Skizze einen festen Rahmen geben und bemerken, daß sich dieselbe nicht auch auf solche Geschenke ausdehnen soll, die lediglich dem Wohlthätigkeitssinn entspringen und ausschließlich den Zweck verfolgen, die dringendste bitterste Noth zu lindern. Gewiß, ein Almosen ist ja die edelste Art des Geschenkes, aber die Wirkung ist dabei sowohl seitens des Gebers, wie des Beschenkten eine andere, als bei den Geschenken im Allgemeinen, von denen hier die Rede sein soll; der Geber hat hier das Gefühl, ein Werk der Barmherzigkeit geübt zu haben und der Beschenkte seufzt erleichtert auf, daß er — zumeist nur für einen Augenblick — vom drückendsten Elend, vielleicht vom quälenden Hunger befreit ist. Keiner von beiden kommt zu einem rechten Genießen; der Geber verliert den Armen gewöhnlich fast unmittelbar, nachdem er dessen Dankesworte vernommen, aus dem Gesicht und bei dem Beschenkten pflegt sich die Noth und Hilfsbedürftigkeit in der Regel so rasch wieder einzustellen, daß er die einzelnen Wohlthaten, die seine bedauernswerthe Lage im Grunde doch nicht zu ändern vermögen, auch bald vergißt. Die Geschenke, hinsichtlich deren ich mich mit meinen Leserinnen und Lesern auseinandersetzen möchte, sind solcher Art, wie sie im Leben jeder Familie jahraus jahrein als Freudenbringer eine so wichtige Rolle spielen; es sind die Festgeschenke, die zu allen frohen Gedenktagen der Familienmitglieder und Freunde in so inniger Beziehung stehen, daß ohne sie ein wahres Familienfest gar nicht gedacht werden kann. Ich anerkenne durchaus nicht den Grundsatz, daß kleine Geschenke die Freundschaft erhalten, oder daß sie zur Erhaltung der Freundschaft unbedingt nothwendig wären; aber wer Gelegenheit hat, viele Menschen zu beschenken, der wird gewiß auch viele Freunde haben; während der, welcher Niemand zu beschenken hat, in der Welt meist einsam und verlassen dastehen wird.

Nun hat es mit dem Schenken wirklich eine ganz eigenthümliche Bewandtniß; ein jeder übt es, ohne es je gelernt zu haben; thatsächlich läßt sich's auch nicht erlernen und doch ist das richtige Schenken eine Kunst. Es ist eine Kunst, die Geist und Gemüth zugleich erheischt. Denn in unserem Falle ist das Schenken gleichbedeutend mit Freude bereiten; um aber Jemand wirklich Freude zu bereiten, muß man sich in die Sinnes- und Gemüthsart des Anderen versetzen können. Das ist keine leichte Sache. Dazu gehört viel Menschenkenntniß. Je näher uns die zu Beschenkenden durch Bande der Verwandtschaft und Freundschaft stehen, desto besser kennen wir sie, desto leichter sind sie zu beschenken, wenn uns das Beschenken nicht durch die oftmalige Wiederholung Verlegenheiten mit der Wahl des Geschenkes bereitet. Je ferner uns die zu Beschenkenden stehen, je weniger wir sie kennen, desto schwieriger gestaltet sich die Sache; man kann ja nicht wissen, ob man den Betreffenden durch ein zu werthvolles oder zu minderwerthiges Geschenk nicht beleidigt; ob das, was man ihm zugedacht, auch für ihn paßt oder nicht paßt. Ueber diese Klippen wird der am besten hinwegkommen, welcher das besitzt, was man den feinen Takt des Herzens nennt. Wenn man bedenkt, wie sich unsere Hausfrauen, namentlich aber die Hausväter, zur Weihnachtszeit oder beim Herannahen eines Geburtsfestes oder eines anderen Familienfestes oft die Köpfe zerbrechen, was sie am besten schenken könnten, so fühlt man Mitleid — denn man hat es ja selbst auch einmal erlebt — mit den Aermsten, die sich in Gedanken abmartern, um Anderen eine Freude zu machen, ein Vorhaben, das nicht immer erfolgreich ist. Bei allem Mitleid jedoch möchte ich mich wohl sehr entschieden dagegen verwahren, den allen in Zweifelsnöthen befangenen Geschenkgebern zu Rathe gezogen zu werden. Abgesehen von der Unzahl von Consultationen, die einem solchen Rathgeber blühen würden, könnte er bei dem besten Willen keinen brauchbaren Rath ertheilen, da er nie in die persönlichen Verhältnisse der betheiligten Personen einen genügend tiefen Einblick gewinnen könnte. Aber allgemein giltige Winke lassen sich bei einigem Nachdenken den Geschenkgebern immerhin geben, und vielleicht kann ihnen diese Gabe insofern willkommen sein, als sie zu weiteren Gedanken ihrerseits anregt und ihnen dann hierdurch das Beschenken erleichtert.

Als ersten Grundsatz möchte ich in dieser Richtung empfehlen, den Ankauf oder die Wahl des Geschenkes niemals bis zum letzten Tag, geschweige denn bis zur letzten Stunde aufzuschieben. Bei Personen, mit denen wir täglich verkehren, wird uns mancher flüchtig geäußerte Wunsch oder eine halbwegs aufmerksame Beobachtung darauf führen, was dem Betreffenden eine Freude bereiten könnte, was er an Gebrauchs- oder Luxus-Gegenständen, die sich für ihn eignen, noch nicht besitzt. Ein zweites Moment, das zu beachten ist, besteht darin, daß das Geschenk stets dem Verhältnisse, in welchem der Geber zu dem Beschenkten steht, angepaßt sei. Wer Fernstehenden wirkliche Gebrauchsgegenstände geben wollte, würde dieselben hierdurch leicht beleidigen, während Nahestehenden ein Luxusgegenstand oft nur wenig Freude machen wird, da sie Nothwendiges weit mehr brauchen könnten. Je mehr wir eine Person ins Herz geschlossen haben, desto leichter wird uns für sie das Schenken; ein Beweis, wie sehr letzteres Gemüthssache ist. Liebespaare und Brautleute werden sich durch den geringfügigsten Gegenstand, an welchen den Geber irgend eine persönliche Beziehung knüpft, beglückt fühlen. Eltern wird eine Handarbeit, eine Zeichnung, die das Kind — ohne fremde Beihilfe — gemacht, mit stolzer Befriedigung erfüllen, wenn sie auch noch so unbeholfen ausgeführt wäre. Wie leicht sind hinwieder Kinder glücklich zu machen; das kleinste Spielzeug, eine Puppe, eine Näscherei, ein neues Kleidchen entringt ihnen lebhafte Freudenbezeigungen. Nicht nur die Art des Geschenkes, auch die Art des Gebens kann die Freude erhöhen oder vermindern. Wem man von den Mienen abliest, daß er gern giebt, daß ihm die Freude des Beschenkten selbst eine Befriedigung gewährt, der wird uns durch seine Gabe unendlich mehr erfreuen als Jener, der bei der Ueberreichung des Geschenkes keinen freundlichen Blick, kein freundliches Wort für uns hat. Einen eigenthümlichen Zauber breitet über das Schenken die Ueberraschung. Sie hat etwas Märchenhaftes an sich und erinnert an die Beschenkung durch gute Feen, welche dem Glückskind, da es schlummert, schöne Gaben in die Wiege legen, nach denen es entzückt mit den Händchen langt, sobald es die Augen aufthut. Die Ueberraschung kann sowohl darin liegen, daß man das Geschenk zu einer ganz unerwarteten Zeit erhält, als auch darin, daß man sich schon lange vorher auf das Beschenktwerden bei einer festlichen Gelegenheit freut, darüber aber, worin das Geschenk bestehen soll, vollständig im Ungewissen gehalten wird. Das Geheimniß, in welches das Geschenk gehüllt wird, umgiebt dasselbe mit einem eigenen Reiz. Darum ist allen Familienmitgliedern gar nicht genug zu empfehlen: ja nichts vorzeitig auszuplaudern. Auch eine gewisse Feierlichkeit bei der Beschenkung vermag die Freude zu erhöhen. Das gilt besonders bei Familienfesten und darum ist das Weihnachtsfest das schönste von allen, weil es die Ueberlieferung und ein guter deutscher Brauch mit dem Lichterglanz und Harzduft des Tannenbaumes umgeben hat. Hier wirken die Ueberraschung und Feierlichkeit zusammen, um die kindliche Freude anfänglich zu sprachlosem Staunen und dann zu hellem Jubel zu steigern. Den strahlenden Christbaum, die unter demselben und daneben ausgebreiteten Gaben hat das Christkind in die Stube gezaubert. Von wo das alles hineingekommen, wie es dies alles zu Wege gebracht — ja wer das wüßte! Und wer doch wüßte, auf welch' verschiedene sonderbare Weise sich die kindliche Phantasie dies einfache Wunder ausmalt. Je mehr aber die Kleinen zur natürlichen Erklärungsweise gelangen, desto mehr schwindet der Zauber, schwindet die Poesie. Auch die für das Geburtstagsfest geschmückte Stube hat einen feierlichen Anstrich; aber die blendende Morgensonne weiß den Gabentisch doch nicht in jenem einzigen berauschenden Schimmer erscheinen zu lassen, den die armseligen kleinen Wachslichter im Dunkel der heiligen Nacht ausstrahlen, und der herrlichste Blumenduft wirkt nie so festlich, wie der duftige Gruß aus dem grünen Nadelwald.

Werfen wir nun einen flüchtigen Blick auf einige der gebräuchlichsten Geschenke, so werden wir finden, daß manches derselben nur für bestimmte Personen geeignet ist. Da ist vor Allem das Portrait, das in seiner Vervielfältigung durch die Photographie wohl an dem früheren Werth etwas eingebüßt hat und in dieser Form ziemlich allgemein verschenkt wird; aber das Oelbild, das Aquarell, ja selbst eine größere Photographie, die man für eine uns nahestehende Person anfertigen läßt, werden doch immer zu den erwünschten Gaben zählen. Was kann man Jemandem, der uns liebt, besseres schenken, als das eigene Abbild? Das Portrait ist das im wahren Sinne für die Familie prädestinirte Geschenk. Im Medaillon eingeschlossen, in goldener Hülle wohlverwahrt, birgt es das süße Geheimniß unserer Liebe, und wer das Bild des geliebten Wesens im Herzen trägt, dem kann man wohl keine größere Freude machen, als wenn man ihm Gelegenheit bietet, es auch auf dem Herzen zu tragen. Ein solches Geschenk steht auf gleicher Höhe mit dem Verlobungsring, dem herrlichsten aller Schmuckgegenstände, mit dem man sein Glück offen und stolz zur Schau trägt. Dem Bild und dem Ring aber gehen die gebräuchlichen Gaben der Galanterie: Blumen und Bonbonnièren voraus. Das sind die Gaben, welche für das zarte, das schöne Geschlecht aller Lande geschaffen sind; Duft und Süßigkeit in jeder Gestalt und Hülle, das ist die baare Münze der Galanterie, die überall vollwerthig im Course steht. Ist man in Verlegenheit, womit man einer Dame, in welcher Lebensphase immer, eine Aufmerksamkeit erweisen könnte, man schenke ihr Blumen und Bonbons, damit wird man nie einen Fehlgriff thun. Im häuslichen Kreise aber wird der Blumenschmuck dem Geburtstagstische der Damen der Familie stets einen freundlicheren Anstrich geben. Wer sich dazu aufschwingen kann, kostbare Geschmeide und Edelsteine zu verschenken, der wird gewiß auch die nöthige Vorsicht bei der Wahl jener Frauen besitzen, denen er, ohne sie zu beleidigen, solchen Schmuck anbieten darf; nicht ohne Grund hat unsere Sprache den Ausdruck Familienschmuck; es ist immer gut, wenn solche Kostbarkeiten im engen Kreise der Familie bleiben. Der halbwüchsigen Jugend wird nicht bald etwas eine größere Freude machen, als die erste Taschenuhr. Das ist das eigentliche Confirmationsgeschenk. Wem man eine Uhr anvertraut, wen man selbst seine Zeit zu Rathe ziehen läßt, dem stellt man gewissermaßen ein Zeugniß der Reife aus, denn eine Uhr will ernst, nicht mehr wie ein Spielzeug behandelt werden. Als Hochzeits- und Taufgeschenk hat sich das Silber einen wohlbegründeten Ruf erworben, denn einmal ist die Auswahl in Silbersachen so groß, daß sich das Geschenk jeder, auch der beschränkteren Casse anpassen läßt; dann behält die Gabe stets einen reellen Werth, und endlich läßt sie sich auch mit edlem Geschmack und Kunstsinn verbinden.

Das Alles, werden meine verehrten Leserinnen und Leser einwenden, hilft uns aber nicht über die Verlegenheit hinweg, in die uns sonst die Wahl eines richtigen Geschenkes versetzt. Was eine Modedame, eine Musikerin, eine Malerin, einen Reiter, Jäger, Fischer u. s. w. erfreuen könnte, ist nicht schwer zu errathen; aber nicht Jede und nicht Jeder huldigen den schönen Künsten oder einem Sport. — Ganz richtig; aber fast Jedermann pflegt zu lesen und Gottlob ist noch in der großen Mehrzahl des deutschen Publicums Interesse für gute Bücher vorhanden. Ein gutes Buch ist in den weitesten Kreisen ein willkommenes Geschenk. Es ist eine jener Gaben, mit denen sich der Beschenkte durch eine Reihe von Stunden beschäftigt, die ihm Anregung, Belehrung, Unterhaltung bietet. Das Buch ist für jedes Alter und für jedes Geschlecht geschaffen. Vom Kinde angefangen, das sich nur an den bunten Bildern ergötzt, bis zum Greise, den ernstes Wissen fesselt, greift Jedermann gern danach. Man findet Bücher, die jeder Altersstufe eigens angepaßt sind, für Knaben, für Mädchen, und solche Werke, die bestimmten Individualitäten und Geschmacksrichtungen besonders entsprechen. Und soweit kennen wir ja unsere Freunde und Bekannten doch, um zu wissen, ob dies oder jenes Werk ihrem Wesen und ihren Neigungen entsprechen dürfte. Welch eine reiche Auswahl an Geschenken bieten auch all die künstlerisch illustrirten Prachtwerke! Da findet der Schönheitssinn wie der Geist gleiche Anregung. Eine Umschau in der Buchhandlung wird daher manche Hausfrau und manchen Hausvater von dem peinlichen Zweifel über die Wahl des Geschenkes bald befreien. Eine solche Umschau halte ich jedenfalls für weit zweckmäßiger, als die so sehr beliebte in den Läden der Ledergalanterie- oder Bronzegalanteriewaaren-Händler. Bei diesen letzteren ist zumeist eine Cigarrentasche, eine Brieftasche, Visitenkartentasche, ein Nähetui, Toilette-Etui, wenn es hoch kommt, ein Fächer oder eine Schreibtischgarnitur aus Bronze das Resultat. Nun sind ja alle diese Dinge gewiß recht hübsch und brauchbar; gewöhnlich aber besitzt sie der damit Beschenkte schon in mehreren Exemplaren, vielleicht sogar in schöneren, so daß ihm solche Geschenke nur unnützen Raum wegnehmen; was dem edlen Geber wohl häufig ganz gleichgiltig ist. Wie viel Geld giebt die Gedankenarmuth für solche Gegenstände ohne einen anderen und eigentlich unbeabsichtigten Zweck aus, als den, der betreffenden Industrie zu verdienen zu geben! Denn hier wird das Schenken wie eine unangenehme Verpflichtung aufgefaßt, die mit dem Freudebereiten gar nichts zu schaffen hat. Nur der Reiche, der auch an Gedanken und Gemüth reich ist, wird sinnreich und sinnig zu schenken verstehen. Von dieser Art sind auch solche der begüterten Geber, die zu ihren Geschenken Werke der bildenden Kunst wählen; fürstliche Geschenke im wahren Sinne des Wortes, denn nirgends sind sie heimischer als bei den Höfen, an denen noch immer ein echtes Mäcenatenthum blüht. Ob auch Orden und werthvolle Andenken, die von Herrschern verliehen werden, Geschenke sind? — Insofern als dabei der Zweck des Schenkens, Freude zu machen, fast immer erreicht wird, kann diese Frage bejaht werden. Im Grunde aber sind es doch mehr sichtbare Zeichen der Anerkennung und Belohnungen für geleistete Dienste, oder fürstliche Gunstbezeigungen, Acte der Gnade. — Daß sich auch ethische Güter schenken lassen, wird Niemand bezweifeln; sprechen wir ja, allerdings nur symbolisch, vom Schenken der Gunst, des Vertrauens, der Freundschaft und Liebe. Eigentliche Geschenke aber sind diese Gesinnungen und Gefühle doch nicht; denn die Gunst und das Vertrauen sind Erwiderungen der Ergebenheit und Verläßlichkeit; Freundschaft und Liebe jedoch beruhen, wenn wir uns derselben wahrhaft freuen sollen, stets auf Gegenseitigkeit. Trotzdem ist die Liebe, welche dem geliebten Wesen das Herz zu eigen giebt, die größte Geberin; darum ist sie wohl auch die Quelle der meisten Geschenke.

Zur Lage.

** Berlin, 15. October. Der Kaiser, welcher die Anstrengungen der fortgesetzten Reisen allen Berichten zufolge vorzüglich erträgt, wird, sofern die bis jetzt getroffenen Dispositionen keine Aenderung erfahren, am 21. wieder im Marmorpalais bei Potsdam eintreffen, um zunächst am 22. den Geburtstag Ihrer Majestät im Kreise der Familie zu verleben. Die Arbeiten zur Herstellung der kaiserlichen Wohnung im alten königlichen Schlosse zu Berlin schreiten rüstig vorwärts, und ist sicher zu erwarten, daß bis Anfang November dieselbe soweit fertig gestellt ist, daß es alsdann dem Kaiser möglich sein wird, in das Schloß überzusiedeln.

Inzwischen rüstet sich die Bürgerschaft der Reichshauptstadt, Sr. Majestät einen festlichen Empfang zu bereiten. Das Verständniß, welches die verschiedenen Nationen für die hohe geschichtliche Bedeutung gezeigt haben, welche den Kaiserreisen innewohnt, durchdringt selbstverständlich auch alle Schichten der Bevölkerung Berlins, welches mit Recht besonders stolz und glücklich darüber ist, den Kaiser in seinen Mauern zu wissen, welcher es verstanden hat, in den wenigen Monaten seiner Regierung wie die Herzen seines Volkes, so die Bewunderung einer Welt sich zu erobern.

Einen prächtigen Vorschlag hat soeben der Magistrat von Berlin der Stadtverordneten-Versammlung unterbreitet, welche, da am 18. des Geburtstags des hochseligen Kaisers Friedrich wegen die regelmäßige Wochensitzung ausfällt, zu einer außerordentlichen Sitzung auf den 17. zusammenberufen ist. Es soll dem heimkehrenden Herrscher die Freude der Reichshauptstadt über die Erfolge ausgedrückt werden, welche er errungen durch die Reihe von Besuchen, welche er den befreundeten Souverainen gemacht. Mit Recht betont die officielle Vorlage, daß hierdurch fester die Bande geschlungen sind, welche die den Frieden schützenden Mächte verbinden. Es soll nun Se. Majestät nach der Rückkehr durch eine besondere Deputation der städtischen Körperschaften begrüßt und bei dieser Gelegenheit eine Adresse überreicht werden, in welcher die Bereitwilligkeit der Stadt ausgesprochen wird, einen monumentalen Brunnen zu errichten nach einem vom Prof. Reinhold Begas entworfenen Modell. Bei der Wahl dieses Huldigungsgeschenkes war ein vor kurzer Zeit von Seiner Majestät geäußerter Wunsch maßgebend. Das in allen seinen Theilen vollendete Modell des Monumentalbrunnens ist von Begas im Auftrage des preußischen Staates angefertigt worden, es ist eins der genialsten Kunstwerke, welche die Plastik der Gegenwart aufweist. Kaiser Wilhelm II. gehörte von jeher zu den Bewunderern des mächtigen Kunstwerkes, dessen Werden er mit dem lebhaftesten Interesse verfolgte. In letzter Zeit wurde auf Wunsch Seiner Majestät das harte kalte Weiß des Gypses mit grüngrauer Farbe getönt, um so wenigstens ein annäherndes Bild von dem künstlerischen Eindruck vor Augen zu haben, den Professor Begas für die Vollendung seines in Bronze zu gießenden Brunnens in Aussicht genommen hat. An der einstimmigen Annahme des Antrages durch die Stadtverordneten-Versammlung ist natürlich nicht zu zweifeln, und die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" betont mit Recht, daß dieser ebenso von wärmstem Patriotismus als verständnißvoller Kunstliebe zeugende Beschluß unserer städtischen Behörden der jubelnden Zustimmung der Bevölkerung Berlins sicher ist.

Bevor der Kaiser nach Berlin übersiedelt, begiebt er sich am 29 October zur Einweihung der neuen Zollanschlußbauten nach Hamburg. Die dortige Bevölkerung ist bereits auf das Freudigste erregt und trifft großartige Vorbereitungen zum festlichen Empfang des geliebten Kaisers, welcher an einem von der Stadt gegebenen Festmahl Theil nehmen wird. Wie wir hören, werden sich auch die Mitglieder des Bundesraths und des Reichstags bei diesem echt nationalen Anlaß zahlreich in Hamburg einfinden.

Inzwischen dauert aber der Parteihader in Berlin fort, und alle Bemühungen der besonneneren Elemente, eine Einigkeit unter den reichstreuen Parteien herbeizuführen, waren vergebens. Die extremen Conservativen wiesen beharrlich alle versöhnenden Vorschläge zurück und gehen allein vor. Daß auf diese Weise von vornherein jede Aussicht auf Erfolg abgeschnitten ist, haben wir bereits dargelegt.

Nachdem der Inhalt des Mackenzie-Pamphlets durch die vorher gebrachten Auszüge bekannt geworden, hat sich die Zahl der Anhänger dieses Marktschreiers, so gering sie vorher schon war, noch bedeutend vermindert. Es ist eine großartige Enttäuschung, daß so wenig, so gar nichts als neue, grobe Unwahrheiten und Lügen gebracht werden würden, ohne auch nur den leisesten Versuch, eine jener dreisten Erfindungen zu beweisen, das hatte auch der enragirteste „Freisinnige" nicht erwartet. Das elende Machwerk ist auf richterlichen Befehl confiscirt worden. Thatsächlich erregt diese Maßnahme allgemeine Befriedigung, aber die beschlagnahmten Exemplare wären auch ohnehin unverkauft geblieben, denn trotz aller Reclame ist die Nachfrage bei den Buchhändlern heute nur eine ganz außerordentlich geringe gewesen.

Zum französischen Fremdengesetz.

* Léon Gambetta nannte bei einem Empfange im Palais Bourbon die Gruppe Floquet's „Plagiatoren des Kaiserreichs, deren Witz an der Grenze napoleonischer Maßregeln aufhöre". Dasselbe Wort kann heute wieder angewendet werden. Der Conseilpräsident — derselbe Abgeordnete des Pyrenäenkreises Floquet — hat durch die Einführung des Fremdengesetzes auf eine Verordnung vom 17. October 1851 zurückgegriffen.

Damals durchschwirrten Gerüchte verschiedenster Art die Luft. Der den Staatsstreich vorbereitende Präsident der Republik, Louis Napoléon, fürchtete, daß ihm Jemand zuvorkäme. Besondere Besorgnisse erwachten ihm bei der Candidatur des Prinzen von Joinville. Die reiche Familie Orléans, nahe verwandt mit den verschiedenen Höfen Europas, ließ auch thatsächlich kein Mittel unversucht, in den Besitz der Gewalt zu gelangen. Sie warb im Auslande ein ganzes Heer von Emissären an, die allen gesellschaftlichen Kreisen entnommen waren. Dieselben sollten in ganz Frankreich, vornehmlich in Paris, für die königliche Sache Propaganda machen. Einige mögen zu eifrig dabei gewesen sein, denn plötzlich wurden angeblich eine lange Reihe von Verschwörungen entdeckt. Der Polizeipräfect Carlier theilte am 24. September dem Minister des Innern Faucher mit, daß er einem „Riesencomplot" auf die Spur gekommen sei. Er bat deshalb um militärische Unterstützung. Die Cafés Napolitain, Riche, Montmartre, de la Bastille, die Brauerei Müller, das Restaurant La Fayette und das Hotel Vielet wurden am selben Abend gegen 8 Uhr von einer Schwadron Dragoner und vielen Polizisten besetzt. Die meisten Ausländer verkehrten hier um diese Zeit. Alle Deutsche, Preußen, Spanier, Italiener, Oesterreicher, Ungarn und Engländer mußten den Beamten zur Präfectur folgen, selbst wenn sie im Besitze von Pässen und anderen Legitimationspapieren waren. Der Präfect erklärte sie dort ohne Verhör für staatsgefährliche Verbrecher und ordnete ihre Ueberführung in die Gefängnisse an. Die vier fremden Zeitungen „Roma e Francia" — „Revista espannola y francesa" — „The Parisian Mirror" und das halbwöchentliche kleine „Pariser Anzeigeblatt" wurden verboten, die Redactionen durchsucht und die Druckereien geschlossen. Die Pariser Journale brachten spaltenlange Schmähartikel über die „deutschen Spione" und die „internationalen Aufwiegler". Die Zahl der Verhafteten belief sich auf 287, wovon 148 Deutsche! Der französischen Polizei gelang es aber nicht, einen Nachweis für die Verbindung der Gefangenen mit dem „Londoner Centralcomité" zu liefern. Man konnte ihnen nicht einmal orleanistische oder demokratische Gesinnungen vorwerfen. Die einzelnen Briefe und Papiere, welche aufgefunden waren und in denen über den Präsidenten in unehrerbietiger Weise gesprochen war, stellten das Factum eines auf den Sturz des Staates gerichteten Complots nicht her. Die Besitzer einiger anarchistischen Manifeste konnten durch glaubwürdige Zeugen erhärten, daß sie solche nur aus Neugierde gekauft hatten. Sie mußten daher nach 36 Stunden entlassen werden. Napoleon antwortete nicht einmal mit einer Entschuldigung auf die Vorstellungen der verschiedenen Gesandten. Nur dem sächsischen Vertreter Grafen Hohenthal, welcher seinen eigenen Diener Friedrich Schneider reclamirte, erwiderte der Präsident: „Es thut mir leid, daß sich Ew. Excellenz bemüht haben. Diese Affaire wird sich von selbst ordnen .... Die Regierung der Republik hat sich nicht umsonst in Kosten gestürzt. Sie hat den Monarchien einen großen Dienst geleistet, indem sie Frankreich von ihren exaltirten Unterthanen säubert. Jeder Souverain kann jetzt Paris besuchen. Er wird keine Feinde seiner Krone antreffen. Das Wort „Paris, der Herd der Revolution" ist durch die Ausländer aufgebracht, die ihn angezündet haben. Mir liegt nichts so am Herzen, als die Ruhe Europas und die Sicherheit der Republik." Das waren am 29. September 1851 Louis Napoleon's Worte!

Ganz unbegründete Massenausweisungen folgten in den nächsten Tagen. Journalisten, Aerzte und Maschinenhandwerker wurden am meisten betroffen. Die Deutschen bildeten abermals die Mehrzahl. Endlich am 17. October erfolgte eine Maßregel, die für alle in Paris wohnenden Ausländer, namentlich politische Flüchtlinge, verhängnißvoll werden sollte: das Fremdengesetz. Artikel I. verfügte, daß in Zukunft jeder Fremde, welcher sich in Paris aufhielt und Erwerb suchte, sich binnen drei Tagen um Aufenthaltsbewilligung bei der Polizei zu melden hatte. Artikel II. forderte alle Ausländer auf, binnen acht Tagen auf dem Polizeibureau ihre Stellung zu regeln und Artikel III. verhängte Ausweisung über jeden Zuwiderhandelnden. Artikel IV. bestimmte Geldstrafen von 50—5000 Francs und Gefängniß von 14 Tagen bis 14 Monate für Personen, deren Papiere nicht vollständig in Ordnung wären.

Am Tage nach dem Erscheinen dieser „Ordonnance présidentielle pour le salut de la République" begann im buchstäblichen Sinne die Belagerung der Polizeipräfectur durch die Fremden. Ein besonderes Bureau von 19 Beamten und einem Director war errichtet worden. Die große Eingangshalle war durch eiserne Gitter in zwanzig Käfige getheilt, in denen die Beamten saßen. Der Name des Landes, dessen Unterthanen sich einschreiben lassen wollten, prangte auf großen rothen Tafeln in französischer und der betreffenden Landessprache. Eigenthümliche geographische Kenntnisse traten dabei zu Tage. Es gab eine besondere Abtheilung für Sardinier, Römer und Italiener, für Oesterreicher, Ungarn, Slaven und Juden, für Polen, Preußen, Sachsen, Bayern und Deutsche (!) etc. Polizisten und Municipalgardisten bildeten Spalier. Ein paar Commissaire prüften schon im Hofe die Papiere auf die Richtigkeit der Zahl. Andere vertheilten rothe „Tickets" an die Leute, welche am selben Tage nicht mehr vorgelassen werden konnten, damit sie nicht schuldlos ausgewiesen würden. Mit diesen „Nummerzetteln" ist aber sehr viel Unfug, man kann sagen Schacher getrieben worden. Juden und Griechen waren besonders groß darin. Man konnte trotz 14stündiger Arbeitszeit nicht mehr als 1560 Erlaubnißscheine täglich ausstellen. Die Sache war daher sehr langwierig, indem sich in Paris an 200 000 Ausländer, zumal dem Handwerkerstande angehörig und des Französischen nicht mächtig, aufhielten. Der „permis de résidence" wurde Allen unbarmherzig verweigert, die aus politischen Gründen oder Bankerotts wegen nach Paris gekommen waren. Eine gleiche Maßregel traf alle demokratischen oder als antifranzösisch verschrieenen Zeitungscorrespondenten und Diejenigen, welche nicht hinlängliche Existenzmittel nachweisen konnten.

Diese polizeilichen Maßregeln, über deren rasche Ausführung mit unnachsichtiger Strenge gewacht wurde, waren nicht nur für Paris, sondern auch für die wichtigsten Provinzialstädte maßgebend. Die Ausweisungen beliefen sich bis zum 10. November auf 36 000! Man verfuhr gegen die Deutschen am Strengsten, und unter diesen hatten die armen Mecklenburger das Meiste zu leiden wegen der Verwandtschaft ihrer Prinzessin mit dem Hause Orléans. Ihr Bevollmächtigter, Freiherr v. Bülow(?), wurde gar nicht vom Präsidenten der Republik empfangen, und der Minister des Innern wies unter diplomatischen Umschreibungen jede Einmischung ab. Die Schritte anderer Gesandten blieben gleich erfolglos. Die Lage der namentlich in Paris noch immer lebenden zahlreichen Deutschen war dadurch eine sehr precäre geworden. Denn die nöthige Aufenthaltserlaubniß wurde nur auf drei Monate gegeben, nach welchem Zeitraum sie immer wieder erneuert werden mußte. Ob dies geschah, hing oft vom guten Willen eines einzigen Beamten ab. Und wie dieselben verfuhren, zeigt ein Beispiel. Ein Tischler aus Hanau meldete sich und seine Familie an. Der Commissar findet, daß der Verdienst desselben zu klein ist. Der Arbeiter erklärt, daß die Frau und zwei Kinder schon mit verdienen. — „Sie haben aber noch zwei Kinder, die arbeiten nichts?" — „Nein, sie sind zu klein." — „Das macht nichts, die müssen fort!" — Wirklich wurden die beiden Mädchen von 5 und 3 Jahren ausgewiesen! Die schlechten Sprachkenntnisse der Beamten brachten auch manchen Schnitzer hervor. Eine Schneiderfrau, die sich als „Bayerin" (der süddeutsche Ausdruck) angegeben, wurde als „Nobiliste" aufgeführt, ein Handmann als valet de chambre etc. Ein Angehöriger eines reußischen Ländchens wurde gar zum Russen gestempelt und ein Bürger aus Bonn a. Rh. als algerischer Colonist aufgeführt! Man muß zwar zugeben, daß manche Leute das Ihrige thaten, die Geduld der Beamten auf eine harte Probe zu stellen. Eine Pfälzerin leistete darin Großes. Der elsässische Commissar frug sie: „Womit unterhalten Sie sich?" — „Mein Gott, ich bin eine arme Frau, ich kann nicht an Unterhaltung denken!" — „Ich frage, was Sie machen?" — Ich danke, es geht mir gut!" — „Ich will wissen, was Sie treiben?" — „Gar nichts, ich bin keine Viehmagd!" — „Waschen Sie?" — „Ja!" Und rasch entschlossen wurde sie zur „Wäscherin" gemacht, obgleich sie nur für ihren Haushalt wusch und in Wirklichkeit Hebamme war. Als sie dagegen protestirte, erhielt sie einfach den Ausweisungsbefehl, weil sie „die Behörden in Angelegenheiten versetzt". Besonders scharf wurde in dieser Weise unter dem Nachfolger Carlier's, dem Polizeipräfecten Maupas verfahren. Die Republik lag eben in den letzten Zügen. Sie wollte sich mit Allem retten. So auch mit der Verfassungsdurchsicht. Die Kammer berief am 27. October ein neues Ministerium, bestehend aus Corbin, Lenhrens, Turgot, Justiz, Giraud, Unterricht, Charigny, Inneres, Casabianca, Handel, St. Arnaud, Krieg, Fortoul, Marine, und Blondel, Finanzen. Es stellte am Tage darauf den Revisionsantrag mit der Wahlrechtsfrage. Es handelte sich besonders um das Wahlgesetz vom 31. Mai, das aufgehoben werden sollte. Crémieux und Ledru-Rollin sprachen dagegen. Der Regierungsvorschlag wurde trotzdem mit einer Mehrheit von 123 Stimmen angenommen.

Die deutsche „Bundesversammlung" sah dies sehr ernst an und beschloß am 2. November, „um für alle Eventualitäten, die aus den Verhältnissen Frankreichs 1852 hervorgehen könnten, vorbereitet zu sein, das Bundesheer zum Frühjahr mobil zu machen und an der Westgrenze zusammenzuziehen". Die Festungen sollten auch in Kriegsbereitschaft gesetzt werden. Die 6 Stimmen, welche dagegen waren, waren die von Schleswig, Luxemburg, den Hansestädten, Hannover, den thüringischen Herzogthümern, Braunschweig und Nassau. Ganz so schlimm ist jetzt die Situation in Frankreich nicht, aber Aehnlichkeiten sind doch vorhanden.

Die Feier des fünfzigjährigen Jubiläums der königlichen Baugewerken-Schule.

I.

Wenn eine Anstalt von so segensreicher Wirksamkeit, wie unsere königliche Baugewerkenschule auf eine fünfzigjährige Thätigkeit zurückblicken kann, so ist dies gewiß ein beachtenswerther, zu ernster Sammlung mahnender, feierlich stimmender Zeitabschnitt. Daß diese Feststimmung eine echte, aus dem Grunde der Herzen stammende ist, das bekundete die gestern Montag, den 15. d. Mts., nach 6 Uhr Abends im Theatersaale des Krystallpalastes als Einleitung zu den Jubiläumsfestlichkeiten stattgehabte „Schulfahnenweihe". Der von der Innung geprüfter Maurer- und Zimmermeister mit der Anregung der Jubiläumsfeier der Schule betraute Festausschuß, bestehend aus den Herren Richard Müller, Carl Fricke jun., Franz Köhler, J. H. J. Kernagel, H. W. Möbius, W. O. Ohme, W. E. Seidel und Max Vogel hatte den